
Vom Auslöschen der eigenen Geschichte

Wie es ist, rassifiziert zu werden. In der Welt, in der Schweiz.
Und was die Situation so ausweglos macht.

Von Isis Giraldo (Text), Sarah Fuhrmann (Übersetzung) und Sébastien Agnetti (Bilder),
10.09.2022



Zwischen dem Sein und dem Werden eines rassifizierten Selbst und einer rassifizierten anderen: Isis Giraldo.

Ich schreibe diese Zeilen in einer Zeit, in der die neoliberale Globalisierung – von Waren, Kapital, Menschen – zunehmend hinterfragt wird. In einer Situation, in der das dringende Bedürfnis nach Abrechnung besteht mit un-

serer individuellen und kollektiven Vergangenheit, die uns individuell und kollektiv dorthin gebracht hat, wo wir jetzt sind.

Und ich schreibe ausserdem aus einer ganz bestimmten Position: als Migrantin aus dem Globalen Süden im Globalen Norden, mit hohem Bildungsniveau, die von der Globalisierung profitiert hat und sie zugleich hinterfragt.

Zur Autorin

Isis Giraldo wurde in Medellín, Kolumbien, geboren. Sie hat ihre Universitätslaufbahn in der Schweiz, in England und Kolumbien absolviert, an der Uni Lausanne hat sie in Geisteswissenschaften doktriert.

Paradoxerweise ist das Hinterfragen der Globalisierung dadurch entstanden, dass ich zu jener vom sozialen und biologischen Geschlecht, von *race* und Klasse geprägten Akademikerin wurde, die ich heute bin. Meine gewundenen mentalen, emotionalen und politischen Konturen wurden durch meine spezifische geografische und akademische Migrationsreise geprägt. Diese Reise hat mich zu jemandem gemacht, die einerseits ständig in den Grenzbereichen der Kulturen, Sprachen, Nationalstaaten lebt und andererseits über Kategorien wie *race* und nationale (Nicht-)Zugehörigkeit nachdenkt.

Ich wurde in Medellín, Kolumbien, geboren und wuchs dort in den 1970er- und 1980er-Jahren in einer unkonventionellen Familie auf, die zwar über kulturelles Kapital verfügte, deren ökonomisches Kapital jedoch stark schwankte. Erwachsen geworden bin ich in einer Zeit neoliberaler Expansion in Lateinamerika, und persönliche Umstände, die Zeit und der Ort beeinflussten die Wahlmöglichkeiten in meinem Leben. Ich studierte etwas, das mir gründlich missfiel (Informatik). Ich tat es aber einerseits wegen der historischen Umstände, der Zeit, in der ich erwachsen geworden bin. Andererseits aber auch, weil mir dieses Studium die Möglichkeit gab, einer Kultur zu entfliehen, deren geschlechtsspezifische Regeln, Heteronormativität und dominante Konstruktionen des Frauenbildes ich als viel zu erdrückend empfunden habe.

Die erste Gelegenheit, Kolumbien zu verlassen, ergab sich 1998, als ich dank eines Stipendiums in den Süden Spaniens zog, um dort ein Jahr als Informatikstudentin zu verbringen.

Bis zu diesem Studienaufenthalt war ich geprägt von einer konservativen Mehrheitskultur, die auf der Konsistenz von sozialem Geschlecht und Sexualität bestand und mich auf unterschiedliche Weise bestrafte, weil meine eigene Geschlechtsdarstellung (häufig androgyn) und meine sexuelle Identifikation (heterosexuell) gelegentlich nicht übereinstimmten. Das Leben in Spanien offenbarte mir eine neue Facette von Identität, die mir bis dahin verborgen geblieben war: *race*. Benennen konnte ich das erst Jahre später, nachdem ich schon eine ganze Weile in der französischsprachigen Schweiz gelebt und die Informatik endgültig hinter mir gelassen hatte, um Kulturwissenschaftlerin zu werden.

Als jemand, die in einem Land der *mestizaje*, der «Blutvermischung», aufgewachsen war; in einem Land, das stark sozial hierarchisiert ist und in dem das Phänomen des *blanqueamiento*, der «Verweissung», weit verbreitet ist, hatte ich *race* bis dahin immer nur mit indigenen und schwarzen Communities in Verbindung gebracht. Aus meiner eigenen, damaligen Perspektive

umfasste *race* etwas, das ausserhalb von mir lag und mich deshalb nicht betraf. Doch meine Erfahrung in Spanien – in den späten Neunzigern, als Bilder von Pablo Escobar und dem Medellín-Kartell in der weltweiten Vorstellung mit Kolumbien gleichgesetzt wurden – machte mir etwas anderes klar.

Obwohl meine Muttersprache (eine Varietät von) Spanisch war, konnten mein kolumbianischer Akzent, mein Geschlecht, meine nicht weisse Hautfarbe und mein Alter als Kennzeichen dafür gelesen werden – und sie wurden es in bestimmten Kontexten auch tatsächlich –, dass ich einer anderen, offenbar geringeren menschlichen Spezies angehörte: entweder Drogenkurierin oder Sexarbeiterin. Diese erste persönliche Erfahrung mit Rassendiskriminierung verarbeitete ich durch die Linse der Nationalität und der kolonialen Geschichte, als ein sehr konkretes Beispiel der Nachwehen des spanischen Weltreichs.

Nach Spanien machte ich weitere Erfahrungen damit, rassifiziert zu werden. Zum Beispiel, dass man mich auf einer niedrigen Position in der Matrix des Andersseins einordnete, die je nach geografischem, situativem und zeitlichem Kontext eine andere Nuance hatte.

Ich will es genauer wissen: Was bedeutet rassifiziert werden (being racialized)?

In der Soziologie ist Rassifizierung, Rassisierung oder Ethnisierung ein politischer Prozess, bei dem einer Beziehung, sozialen Praxis oder Gruppe, die sich nicht als solche identifiziert hat, ethnische oder rassische Identitäten zugeschrieben werden. Rassisierung oder Ethnisierung entsteht oft aus der Interaktion einer Gruppe mit einer anderen Gruppe, die sie dominiert, und schreibt ihr eine rassische Identität zu, um sie weiter zu beherrschen und sozial auszugrenzen. Als Folge übernimmt die rassifizierte Gruppe das erzwungene Konstrukt, dass Rassen real, unterschiedlich und ungleich sind in einem Ausmass, das für das wirtschaftliche, politische und soziale Leben von Bedeutung ist. [Hier finden Sie weitere Informationen dazu.](#)

In England (Anfang der Nullerjahre, mit Mitte zwanzig) bedeutete es, dass ich, indem ich einfach ich selbst war, unfreiwillig die exotischen erotischen Fantasien weisser britischer Männer mittleren Alters aus der Oberschicht nährte, die sich wahrscheinlich nach der geschlechtlichen und sexuellen Logik des britischen Weltreichs sehnten. Als ich Mutter wurde – Ende 2005, mit dreissig, in der Schweiz –, bedeutete es, den seltsamen Blicken von Passanten zu begegnen, die versuchten, die vermeintliche Nichtübereinstimmung zwischen dieser jungen, ziemlich braunen Frau, die Spanisch sprach, und der Tatsache, dass sie so unglaublich nett und vertraut mit diesem weissen und blauäugigen Baby war, zu verarbeiten. «Sind Sie die Babysitterin?», fragten sie höflich und offenbarten dabei ihren immanenten, freundlichen Rassismus.

Doch meine Erfahrung als rassifizierte junge und nicht mehr so junge Frau in der Schweiz, wo ich eine erwachsene Frau und Mutter wurde, war eine ganz andere als jene in Spanien; und dies, obwohl Spanisch und nicht Französisch meine Muttersprache ist. Abgesehen davon, dass es keine direkte koloniale Verbindung zwischen der Schweiz und Kolumbien gibt, helfen wohl mein gutes Französisch und mein Aussehen (Frisur, Kleidung, Brille) dabei, meine Platzierung in der Matrix des Andersseins in der Romandie zu differenzieren. Das hat ziemlich viel zu meinem Dazugehörigkeitsgefühl im Exil beigetragen: In Lausanne fühle ich mich zu Hause, und das Heimweh

kommt auf, wenn ich für längere Zeit nicht in Lausanne bin (selbst wenn ich in meinem Heimatland Kolumbien und meiner Heimatstadt Medellín bin).

Die Anschläge auf «Charlie Hebdo» im Jahr 2015 erschütterten dieses Zugehörigkeitsgefühl in meinem gewählten Heimatland. Eine weitere Dimension der Rassendiskriminierung kam hinzu – durch externe Faktoren (Menschen, Umstände, Situationen), die mir eine äusserst klischeehafte nicht weisse Identität aufdrängten. Und eine weitere Dimension meiner eigenen Rassifizierung – mein explizites Annehmen einer nicht weissen Identität aufgrund meines Ursprungs und meiner Erfahrungen und wie ich sie gelesen und gelebt habe, aus der kritischen Perspektive, die mich zur Akademikerin macht, die ich geworden bin.



Das trügerische Gefühl von Heimat und Zugehörigkeit: Isis Giraldo zu Hause in Lausanne.

Zur Zeit der Anschläge lebte ich in den Niederlanden und schrieb über die 2008 in der Ukraine gegründete feministische Gruppierung Femen und ihre weisse, blonde, dünne, westlich-attraktive Aufforderung zur Nacktheit im öffentlichen Raum, die Nacktheit mit Freiheit gleichsetzte, und über ihre mehr als bejubelte Aufnahme in Frankreich.

Ein Phänomen, das hinsichtlich zweier miteinander verbundener kritischer Aspekte interpretiert werden konnte: erstens als etwas, das vom Kolonia-

lismus des Geschlechts profitiert. Und zweitens als etwas, das im französischen Kontext sehr willkommen war wegen seines Nutzens als mediales Werkzeug, um die hegemonische Rolle des Westens in der kolonialen Matrix der Macht wiederherzustellen.

Die schrecklichen «Charlie Hebdo»-Anschläge führten zu einer starken Identifikation der Westschweizer mit dem französischen Republikanismus und seinem inhärenten rassifizierten Universalismus, der behauptet, *race* nicht wahrzunehmen, während er täglich Rassismus reproduziert. Es offenbarte sich plötzlich, wie deutlich die Abgrenzung zwischen dem weiss-europäischen «Wir» und den nicht weissen / nicht europäischen «anderen» tatsächlich war. #JeSuisCharlie wurde zur Aufforderung, kritische Gedanken über den Westen als Herrschaftsprojekt ausser Kraft zu setzen.

Es sorgte dafür, dass «als weiss durchgehen» und die blosser Möglichkeit, trotz des Exils dazuzugehören, damit einhergingen, die offen rassistischen und frauenfeindlichen Veröffentlichungen, die das Magazin seit den Nullerjahren kennzeichneten, zu dulden. 2015 wurde mein Heimweh nach Lausanne zu einem Gefühl der Heimatlosigkeit. Wenn ich, um Lausanne mein Zuhause nennen zu können, die Parole #JeSuisCharlie annehmen musste – was gleichzeitig bedeutete, trotz der persönlichen Beziehung zu Frankreich einen eklatanten ethnonationalistischen Ansatz des Französischseins zu billigen, der muslimische Bevölkerungsgruppen ausschliesst –, dann war Lausanne nicht länger meine Heimat. Wenn ich, mit meinem Status als Migrantin aus dem Globalen Süden in den Globalen Norden und die Schweiz eingebürgert, mein emotionales, intellektuelles und politisches Selbst ablehnen musste, damit mein angenommenes Zuhause mein richtiges Zuhause wurde, dann war meine Wahlheimat das genaue Gegenteil einer Heimat.

All das offenbart die Komplikationen, die *race* mit sich bringt: Sie hat nicht nur mit nationaler Herkunft, phänotypischen und körperlichen Merkmalen sowie Kultur zu tun – zu der auch Klasse und Habitus (nach Bourdieu) gehören. Sondern auch mit Vorstellungen von Heimat und Zugehörigkeit, die von intellektueller Veranlagung und politischen Zugehörigkeiten geprägt werden. Was wiederum offenlegt, wie sehr das Betonen und das Tilgen von *race* – als Konzept und soziale Kategorie – zersetzende politische Handlungen sind.

Und so komme ich zu meiner letzten und jüngsten Episode. Eine Kollegin aus dem Institut, an dem ich im Herbst 2021 arbeitete – eine Kollegin, die auch eine meiner Doktormütter war, mich also kennt und meine Arbeiten gelesen hat –, erzählt mir während eines Telefongesprächs eine Anekdote über eine Studentin von mir. Die Studentin habe ihr gegenüber einen interessanten Kurs zu lateinamerikanischer Literatur erwähnt, den sie belegt habe, gehalten von einer Dozentin *of color*, deren Name ihr nicht einfallt. Meine Kollegin erwiderte: «Wir haben keine *person of color* unter den Mitarbeiterinnen.» Doch die Studentin blieb hartnäckig: «Doch, haben Sie!» Irgendwann fällt der Studentin mein Name wieder ein, und meine ehemalige Doktormutter – so berichtet sie mir – reagiert mit: «Oh, ja, Sie haben recht, Isis ist tatsächlich eine Frau *of color*.» Zu mir sagt sie dann unbekümmert: «Isis, ich habe dich immer als weiss gelesen.» Ich war sprachlos.

Wenn die Einteilung auf eine niedrigere Position in der Matrix des ethnischen Andersseins darauf hindeutet, dass du nicht dem Nationalstaat angehörst, in welchem du zu dem geworden bist, was du bist, dann bedeutet es das komplette Auslöschen deiner persönlichen Geschichte, wenn du gezwungen bist, als weiss durchzugehen. In meinem Fall entstand die-

se persönliche Geschichte aus mehreren Schichten der Benachteiligung, bei denen meine ethnische Herkunft – die meiner Familie, meine eigene – elementar ist. Die konkreten Erscheinungsformen dieser anwachsenden Schichten der Benachteiligung waren vielfältig und haben jeden Aufwärtsschritt der sozialen Mobilität, die ich erfahren habe, überdauert.

Aktuelle globale Debatten über *race* sind allgegenwärtig, sodass die dazugehörigen Komplexitäten sowohl des Konzepts als auch der sozialen Kategorie manchmal verwässert werden. Doch nichts ist unkompliziert an *race* und Prozessen der Rassifizierung. Es geht eher um eine ständige Wechselwirkung zwischen dem Behaupten einer eigenen Identität und dem Überstülpen (durch andere) einer stereotypen Identität. Zwischen dem respektvollen Anerkennen (durch andere) deiner nicht stereotypen ethnischen Identität – jener, die du selbst angenommen hast und die dich zu dem macht, was und wo du bist. Und dem Auslöschen deiner ethnischen Identität und Herkunft und damit deiner Geschichte, zwischen dem Sein und dem Werden eines rassifizierten Selbst und einer rassifizierten anderen.